

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 254.

Freitag, 16. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Im Einkauf war die Duchesse immer großzügig. Gleich das erste, das sie in die Hand nahm, zeigte das Bildnis einer jungen Dame — niemals wäre das Original nach dieser Photographie zu erkennen gewesen! — mit der Unterschrift: „The maiden, that was robbed!“ — Das Mädchen, das geraubt wurde!

Solche Vorfälle entbehren nie — sei es der Romantik, sei es der Gruseligkeit — und die Duchesse hatte — wie manche Dame — eine Vorliebe für beides. Sie vermutete, daß die Ärmste gewiß ermordet sei — und verfolgte die neuesten Zeitungen — und so fand sie — schneller als sie gehofft — die Ursache ihrer Befremdung.

Zorn und Ärger waren in ihr noch ganz frisch, und in schönster, unabgeklärter Gärung, als der Herzog — nach einem so schüchternen Anklopfen, daß sie ihn sofort daran erkannte — eintrat, und indem er auf diesem gefährlichen Territorium, auf diesem ihm unzugänglichen Teil seiner Besitztümer, durch harmlose Nonchalance Selbstverständlichkeit vorzuspiegeln versuchte, sagte er in dem gemütlichen Ton eines vertraulichen Besuches:

„Noch auf, Darling? Ich sah Licht bei dir und wollte noch ein bißchen mit dir plaudern!“

„Um halb ein Uhr?“

„Man trifft dich sonst schwer zu Hause.“

„Wer mich sucht, findet mich schon. Freilich, wer Mädchengeschichten im Kopfe hat...“ Sie lachte höhnisch auf. „Ein uralter Mann, wie du, der Mädchen entführt, wirkt lächerlich! Du bist ja zur — zur Unmoral selbst zu alt.“

Der Herzog erbleichte.

Wenn sie schon wußte — und was würde sie daraus machen?

„Nun — du schweigst?“

„Was soll ich sagen?“ erwiderte er resigniert. „Ich habe einen Fehler gemacht — und werde die Folgen tragen müssen. Es scheint mir indessen, als ob die Sache doch auch gute Wirkungen haben soll.“

„Du wirst die Folgen tragen müssen... Sehr gut! Und ich? Man hat mich heute abend fast schon brüskiert! Blamiere dich — soviel du willst — aber ich möchte aus dem Spiele bleiben. Ich werde in aller Deutlichkeit von dir abrücken.“

Der Duke seufzte.

Was hatte er nur gedacht, daß er hier — ausgerechnet hier — einen gewissen Trost, Teilnahme, Mitgefühl erwartete?

Ich bin ein unverbesserlicher Optimist!, dachte er — und vielleicht lagen in eben dieser seiner Eigenschaft Grund und Entschuldigung für seine Extravaganzen.

„Und was wird Henry sagen!“ fuhr die zornmütige Duchesse fort. „Er wenigstens ist vernünftiger mit seinen dreißigjährigen Jahren — als du, ein mehr als sechzigjähriger Greis.“

Da der Duke so beharrlich und gedemütigt schwieg, geruhte sie, ihn mit einem Blick zu streifen — und der müde, traurige Ausdruck seines Gesichtes ließ sie verstummen.

Wenn er nur nicht mein Gatte wäre!, dachte sie in plötzlich erwachender Melancholie — ein Onkel, ein Papa — aber weil er mein Mann ist — kann ich ihm nicht gerecht werden.

„Nun se! dich schon und erzähl' mal“, lenkte sie ein. Er warf sich in einen Sessel.

„Alles in allem stimmt es schon, was die Zeitungen sagen.“

„Du glaubst wirklich, sie hat es?“

„Roumier — einer meiner Agenten in der Prozeßsache — hat es in Nimes an ihrem Halse gesehen.“

„Aber — wie kommt sie dazu? Es ist seit Jahrhunderten verschwunden — und sie soll eine Deutsche sein.“

„Sie ist irgendwie mit uns verwandt!“

„Du glaubst?“

„Es steht auf ihrem Gesicht geschrieben. Sie gleicht Zug für Zug unserem Sohn.“

„Eine Schönheit also?“ interessierte sich die Duchesse selbstgefällig.

„Ein liebreizendes, hübsches, wohlherzogenes Mädchen.“

„Verglichen mit dieser Photographie?“

„Überhaupt nicht zu vergleichen.“

„Es ist doch nicht wahr, daß sie nur Badezeug bei sich hat?“

Dieser Gedanke erschien der Duchesse, von der man sagte, daß sie mehr als dreihundert Kleider zu besitzen pflege, so absurd, daß sie sich darüber verschern mußte.

„Sie hat jetzt ausreichend Garderobe!“

„Widermère kann dir gar nicht genügend danken.“

Der Duke dachte an die verfloßene Versammlung und seufzte.

„Du verhilfst deiner Partei zum Siege.“

„Wenn schon...“

„Hast du sie gesehen?“

„Widermères Partei?“

„Das Mädchen.“

„Ich habe sie persönlich nach Schloß Monplaisir gebracht.“

„Ei, sieh da!“

„Ich kann sie doch den ungebildeten Agenten nicht überlassen. — Sie ist eine Verwandte Widermères.“

„Wundervoll!“, lachte die Duchesse in einem ironischen

Humor. „Und was soll das Gerede von einer — Liebesaffäre?“

„Roumier schlug es vor — ich gab es zu. — Er hat es ungeschickt gemanagt. Die Sache schädigt in dieser Form den Ruf der Dame — und das läßt sich Windermere nicht gefallen — ganz abgesehen von den Eltern in Hamburg.“

„Ihr seid — Trottel!“, entfuhr es der Duchesse im Ton ehrlichster Überzeugung. „Und warum hast du mich nicht gefragt?“

„Wie konnte ich wissen, daß du Interesse an der Sache haben würdest?“

„Fedenfalls: das Mädchen hat meine Sympathie. Ich bin entschlossen, mich ihrer anzunehmen. Sei gewiß: mir gibt sie das Schmuckstück — von dem ich nur nicht begreife, wie es in deutsche Hände kommt. Ich möchte wissen, wie du es fertig gebracht hast, sie so in Troß zu bringen, daß sie es dir nicht einmal leihweise überläßt.“

„Du hast schon recht, Ellen — wir waren Trottel! Die Agenten . . . Aber letzten Endes bin ich an allem schuld. Wenn ich nur einigermaßen heil aus dieser Affäre herauskomme, hänge ich den Prozeß an den Nagel. Mag Frankreich den Herzog von Arles beerben.“

„Jetzt, nachdem du Aussicht hast, das Medaillon zu finden, von dem du immer faselst, redest du so, Henry? Ich begreife dich nicht.“

„Henry Clifford macht sich, wie er sagt, nichts aus Titeln.“

Sie zuckte die Achseln.

„Henry ist schließlich noch ein Kind — und wir als seine Eltern haben für ihn zu denken. Ich werde ihn auf der Fahrt nach Monplaisir auffuchen. In drei, vier Tagen denke ich zu reisen. Ich brauche nur noch ein paar Kiletten . . .“

„Henry Clifford ist nicht in Paris!“

Nichts bleibt mir erspart, dachte der Duke —, auch das muß ich gestehen!

„Nicht in Paris?“, fragte erstaunt die Mutter des jungen Lord Rudyard. „Hast du ihn — ihn auch — entführt?“

„Kann ich sie allein lassen? — Er hat sich bereit erklärt, ihr Gesellschaft zu leisten . . .“

„Du Trottel!“

Nie hatte die Duchesse etwas mit tieferer Überzeugung gesagt. „Und hast du bedacht, was daraus werden kann?“

„Es — wäre unsere einzige Rettung.“

„So!“, rief die Duchesse erbozt. „Du opferst deinen Torheiten das Glück unseres einzigen Sohnes! Willst du Henry zwingen?“

„Glaubst du, daß Henry sich zwingen läßt?“

„Nein! Zu seinem Glück hat er meinen festen und beharrlichen Sinn. Und dennoch — es ist die höchste Zeit, daß ich eingreife. Ich reise sobald wie möglich. Und nun — bitte — laß mich allein . . .“

Der Duke — hoffnungslos hinsichtlich eines Verzeihens oder Verstehens von seiner Frau — erhob sich schweigend, verneigte sich stumm und ging hinaus mit dem müden Gang eines alten und schwergebeugten Mannes.

Ellen Goyle wollte ihn in einer Anwendung von Mitleid zurückrufen. Doch sie besann sich. Hatte dieser Mann sie nicht tausend und tausendmal durch seine rücksichtslose Art gekränkt? Jetzt, wo er selber einmal gedemütigt und in Sorgen war, hatte sie wahrlich keinen Grund, ihn zu trösten.

Ihre Gedanken weilten bei dem Sohn und dem fremden Mädchen. Sie umspielten auch das geheimnis- und verhängnisvolle Medaillon.

Eins war ihr klar: Es war die höchste Zeit, daß sie die Sache in die Hand nahm.

Außerdem war es schließlich am besten, sie mied die Gesellschaft, bis über diese unsinnige Affäre etwas Gras gewachsen war.

Lady Windermere — als damals die Buben und Wilker allein von der Reise zurückkamen — hatte nichts Besseres zu tun gewußt, als ihren Gatten telegraphisch nach Nizza zu bitten — unter nur leiser Andeutung des

Geschehenen — und der Lord, der die klare Besonnenheit seiner Gattin kannte, war dem Ruf gefolgt. Ohne zwingende Gründe hätte sie ihn jetzt, in der Zeit vor den Wahlen, nicht abgerufen.

Als er den Duke in D-Zug traf, hatte er tatsächlich noch keine klare Vorstellung von dem, was geschehen war — als er es erfuhr, überstieg es seine schlimmsten Befürchtungen.

Brigitte — eine seit zwei Jahren mutterlose Rusine zweiten Grades seiner Frau — Emily wußte nie recht, war sie nicht doch eigentlich die Tante ihrer jungen Verwandten —, hatte sich ihnen anvertraut, um die Welt ein bißchen kennenzulernen. Emily nahm sie nur zu gern unter ihren Schutz. Da kamen die unglückseligen Masern auf die kleinen Mädchen! Windermere konnte verstehen — wenn auch nicht billigen! —, daß seine Gemahlin die großen, eben genesenen Buben und das junge Mädchen möglichst weit aus der Gefahrenzone entfernte. An Dinge, wie sie sich dann abgespielt hatten, konnte wahrhaftig kein Mensch denken.

Lady Emily hatte die Polizei sofort benachrichtigt.

Das war richtig gewesen.

Allerdings — als Windermere nun die etwas konfusen und sich zuweilen strikt widersprechenden Aussagen seiner halbwüchsigen Buben und des gänzlich verdatterten alten Wilker hörte, wurde er stuhig.

Die Sache mit dem Medaillon erschien ihm quer. In ihm tauchte (tausendmal hat er es später Brigitte im stillen ab!) tatsächlich der Verdacht einer Fiktion auf.

Sollte Brigitte eine romantische Geschichte vorgefälscht und inszeniert haben, um sich in ein leichtsinniges Abenteuer zu stürzen? Er kannte sie zu wenig, um von ihrem Charakter Schlüsse auf ihre Handlungsweise ziehen zu können.

Dann aber brachte Reginald den Scheck, den er in seiner Tasche vergessen hatte — und der Anblick der krausen Unterschrift, des nur zu wohlbekannten Namens warf grelle Schlaglichter auf die Zusammenhänge! Wenn Goyle die Hand im Spiel hatte, dann war alles möglich. Empörend gewiß, was er getan — aber für das tiefere Schicksal des jungen Mädchens dennoch beruhigend — ein Leid würde dieser eigenartige Gentleman ihr niemals geschehen lassen.

Er teilte dem Senator Holm, der eilends aus Hamburg herzugereist war, seine Vermutungen mit. Eingeweiht in das Leben und Treiben — in die Affären und den Charakter seines gesellschaftlichen Freundes und politischen Gegners, erzählte er dem Vater der Verschwundenen eingehend von dem Prozeß des Herzogs von Goyle um das Erbe der Herzöge von Arles.

Er besann sich darauf, daß der Duke zuweilen von einem Medaillon „gefaselte“ (er gebrauchte tatsächlich dieses respektlose Wort) — mit dessen Auffindung eine glückliche Wendung in seinen Angelegenheiten eintreten würde.

„Aberglaube oder Tradition — ich weiß nicht, denn nie habe ich mich ernstlich um diese Dinge gekümmert — kaum hingehört, wenn Goyle davon redete — und er tut das, so oft man ihn trifft! Wenn er aber auf irgendeine Weise zu dem Glauben gelangt ist, Brigitte besitze dies Stück, dann wird er kein Mittel scheuen, es ihr abzurufen. Doch wird er immer Gentleman genug bleiben, um sie vor Schaden zu bewahren, doppelt, wenn er weiß, daß sie meine Verwandte ist.“

„Sollten wir nicht der Polizei diese Vermutung mitteilen?“

„Herr Senator — lieber nicht! Goyle ist mein politischer Gegner. Er hat wenig Aussichten, über mich zu siegen. Ich aber bleibe auch im politischen Kampf gern fair. Persönliche Verunglimpfung des Duke möchte ich vermeiden. Auch ist mein Verdacht ja nur Vermutung.“

Es laufen viele Schecks mit der Signatur des Dukes. Abwarten wir also noch ein wenig. Vielleicht findet die Polizei, der ich den Scheck natürlich zeigen muß, diese Spur von selber.“

(Fortsetzung folgt.)

Der bucklige Geiger.

Von Wilhelm Schäfer.

In Honnes war ein buckliger Geiger mit solcher Kunst begabt, daß, wer ihn einmal hörte, nicht gern mehr nach einer anderen Musik tanzen mochte, so sehnüchlich quoll sein Ton. Sie riefen ihn weithin zu spielen, und wenns ihm nur ums Geld gewesen wäre, so hätte er ein schönes Leben haben können. Doch war er inwendig voll Gram und Sehnsucht, denn weil er selber noch ein Jüngling war, geschah es einmal, daß er mit seiner Geige dazwischen sprang und mit-tanzte: obwohl sein Ton nun erst recht wie eine Amsel zur Freude lodte, stob alles im Gelächter um seinen Budel aus-einander.

So kam es, daß er wochenlang in seiner Kammer saß und nirgendhin spielen ging, so daß die Mutter, eine kranke Frau, viel Not mit ihm und den jungen Leuten hatte, die seiner zum Tanz benötigten. Da ging er einmal tief hinein ins Land, weit über das Gebirge und spielte in einem frem-den Dorf; und als sie alle lustig waren und die Augen der Tänzerinnen vom Klang seiner Geige brannten, da wagte er es noch einmal und hüpfte mitten unter sie. Die Mädchen aber freischten auf und die Burschen klopften ihm den Budel wie eine Trommel: drum holte er sein Messer vor, schnitt die Saiten mitten durch mit einem Schnitt und lief hinaus bis in die steilen Berge, sich aufzuhängen.

Doch als er in der stillen Waldluft an die blasse Mutter dachte, und daß sie keinen Sorger hätte, besann er sich und schlich um Mitternacht nach Haus, die Nachtigallenschlucht hinunter. Da trat ihm aus dem Waldrand ein feines Mäd-chen in den Weg; das war zu weiß und windig für die Nacht gekleidet und hatte eine Stimme, die dünn wie Heimgen-zirpen klang. Sie bat ihn innig, er möge hier am alten Eichenbaum zum Tanz ausspielen, damit sie auf dem Wiesen-plan dahinter tanzen könnte; und als der Geiger ihr mürrisch seine Fiedel zeigte, darauf kein Stieg und keine Saite mehr war, nahm sie Mondstrahlen her und stellte ihren Silber-lamm darunter. Er hatte sich schon selber um seiner Bosheit willen gescholten, griff freudig in die Saiten, und als sie hell und silbern klangen, nahm er den Bogen in die Hand und spielte, was der Mond ihm sagte.

Es war kein Walzer und kein Rheinländer, und was die Elfenkönigin mit ihren Gespielen danach tanzte, sah aus, wie wenn ein Rauch vom Wind im Kreis getrieben würde. So spielte er bis in den Morgen und dachte nicht daran, selbst mitzutanzten, so wohl tat seinen Augen das Gewoge der silbernen Gewänder. Und als die erste Frühe kam, da wur-den ihre Leiber blaß; doch sah er sie noch alle, wie sie in stiller Ruhe kamen, ihm für sein Spiel zu danken. Und wäh-rend er bedachte, daß dies viel schöner als mit Gold zu lohnen sei, tat ihm die Königin einen Schlag auf seinen Budel, daß er den Stab zerbrechen hörte. Sogleich ver-schwanden alle in der Helligkeit, und nur ihr klingendes Ge-lächter blieb lange in der Luft. Da glaubte er sich hier wie sonst verhöhnt und stieg mit bitterem Herzen in sein Tal zurück.

Zu Hause stand seine Mutter vor der Tür am Wasser und wusch sich den Schlaf aus ihren Augen, sie tat vor Freude einen Schrei; und als er seine Geige fast in den Strom ge-worfen hätte, so weh tat ihm das: da riß sie ihn am Arm zum Wasser hin, und in der grünen Morgenflut sah er sein Spiegelbild wie einen schlanken Lebensbaum.

Das Töten der Fische.

Von Walter von Nummel.

Wenn man von besonders schweren Fischen, die man gefangen hat, erzählt, so ist häufig die erste Frage, die be-sonders gerne von Damen gestellt wird, die, wie man denn ein so großes Tier töte. Alles andere, Überlistung, Kampf und Landung, interessiert die Leute wesentlich weniger als gerade der letzte Akt des Dramas, die Tötung. . . Der Todesarten für den bedauernswerten Fisch gibt es nun von Jahr zu Jahr immer mehr. Seit einiger Zeit ist die Elek-trizität dazugekommen. Vorher waren bereits schon im Schwunge das Dynamit und die Handgranaten, die für den Fisch äußerst schmerzlos wirken, schmerzhafter jedoch für den Wasserbesitzer sind, wenn beide Mittel an seiner Strecke von Fischdieben versucht und eingeführt werden. Auch sonst haben die neue Zeit und die fortschreitende Kultur dem Fische die abwechslungsreichsten Todesarten ausgeheckt, die seine glück-licheren Voreltern noch nicht kannten, Tod durch Schmutz, Gift und chemikalische Abwässer. So mancher reizende Ge-birgsfluß wurde sinnvoller Weise zu einem kerkengeraden Kanale zurechtgeschnitten. Regnet es nun in den Bergen, braust er mit der Geschwindigkeit eines Eiszuges heran.

Schon das erste Hochwasser, das ein eben aus dem Ei ge-schlüpftes Bräufischchen erlebt, ist auch sein letztes. Es wird mitgerissen, herumgewirbelt, irgendwo aufs Land geworfen. Hochwasserkanäle werden für alle an vertieften Stellen zurückgebliebenen Fische, sowie es nicht mehr weiterregnet und der Kanal austrodnet, zu qualvollen Sterbehöllen.

Genug von diesem Unerfreulichen. Im Nachfolgenden sei die Rede davon, auf welche Weise ein sach- und sachge-recht gefangener Fisch ebenso sach- und sachgerecht getötet wird. Wie hat es der oberste Schutzherr und Patron aller Leute von der Wassergilde, wie hat es der brave St. Peter damit gehalten? . . . Das wissen wir nun leider nicht. Nur das eine können wir vielleicht vermuten, daß er, als ihm sein reicher, schwerer Fischzug beschieden wurde, höchst-wahrscheinlich die Fische dieses Fanges nicht alle einen um den anderen getötet haben wird. Weil es eben ihrer allzu viele waren. Und so ergeht es dem Hochseefischer heute noch. Das weite, tiefe Meer spendet so große Mengen von Be-schuppten, daß es nicht möglich ist, jedem einzelnen Tier den Gnadenschlag zu geben. Sie sterben alle einen trübseligen Erstickungstod. Unsere deutschen Binnenwässer haben da wieder den Vorteil, daß sie ausgegipft sind, nicht mehr solche Massen von Floßenträgern beherbergen. Man hat schon Zeit, jeden einzelnen zu töten. Der Berufsfischer tut das schon aus dem Grunde, weil der Geschmack eines ab- und umgestandenen Fisches nicht unbeträchtlich leidet, der Sports-fischer hält es ebenso. Unter diesen gibt es allerdings solche, die, wenn es anginge, ihre mühselig erbeuteten Fische am liebsten überhaupt nicht töten, sondern zu Hause in etwelchen Riesenaquarien am Leben erhalten würden, sich weiterhin ihrer Schwimmkünste und Farbenpracht zu erfreuen.

Bei kleinen und mittleren Fischen ist das rasche Töten leicht und einfach. Will man es, wie das zumeist geschieht, gleich nach dem Fange und am Wasser abmachen, so genügt ein Schlag auf den Hinterkopf, dort, wo dieser in die Schup-pen übergeht, mit dem Griff des stehenden Messers, das man bei sich führt. Handelt es sich um große Fische, dann benötigt man schon einen kräftigen Ast oder einen schweren Stein. Ich selbst behelfe mich da seit langer Zeit wieder mit dem Knider, drücke den Fisch fest auf den Boden und gebe ihm rasch den Gnadestich ins Genä. Sowie mein Messer das Rückgrat durchschneidet, geht ein starkes Zittern durch den ganzen Fisch, der damit auch schon tot ist. Wie man es auch hält, so oder so, jedenfalls soll man seinem Fische nie Zeit und Gelegenheit zu vielen Luftsprüngen geben, denn mit dem Fische springen und wirbeln auch die freien oder nur an der Außenseite des Besetzten sitzenden Hasen wild und wirr durcheinander, gefährden alles, was in ihre Nähe kommt. Nie werde ich den schwarzen Tag vergessen, an dem mir ein Huchen, den ich im Wasser greifen wollte, einen schweren Drilling in den Zeigefinger hineinriß.

Ganz besonders macht den meisten Leuten die Tötung des Aales böß zu schaffen. Der arme, ungemein zähe Kerl muß wahrhaftige Martyrien durchmachen, bis er endlich von seinem interessanten Leben erlöst ist. Interessant? . . . Mehr als das, ein ganzes Wunder sogar. In tiefblauem Tropen-meere, das seine sechstaufend Meter tief ist, wird er geboren, treibt als Larve mit rotem Gollstrau im lauen Strom von den Küsten Mittelamerikas und aus dem Saragossameer bis in unsere Strommündungen. Runt'r schwimmen die noch glashellen Fischchen die Flüsse hinauf. Und zum Danke dafür, daß er gar so weit bis zu uns gekommen, ziehen wir dem Armsten buchstäblich noch lebend die Haut von Kopf und Ohren. Nein, macht es nicht ebenso wie die alberne Köchin, die ihre Aale lebend in die Pastets tat — der Narr in König Lear erzählt von der dummen Person. Nehmt euren Aal nur herzhast in beide Hände, werft ihn so stark, als ihr könnt, aufs Pflaster. Ihm und euch zu Dank. Denn dieser eine Wurf hat ihm durch die Erschütterung seines Rück-grates bereits den sofortigen Tod gebracht.

Ein rasch getöteter Fisch muß auch weiterhin pfleglich behandelt werden. Im Sommer nehme man jeden Fisch sofort nach dem Fange aus, bewahre ihn durch Korb oder Kuppen davor, daß er im Rußad nicht mit der Körper-wärme des Trägers in unmittelbare Fühlung komme. Sehr große Fische müssen ganz so wie Wild einige Tage ablagern. Auf einem Brette stelle man sie hierzu in einen Eiskeller. Wer Forellen „blau“ wünscht, darf sie nicht einen Tag über tot im Rußad mit sich tragen, denn der feine Schleim, der die blaue Farbe erzielt, wird durch das Einwickeln in Papier oder Tuch weggerieben. Wer also auf „Blau“ Wert legt, muß seine Forellen schon lebend im Läger nach Hause schlep-pen, wozu ich ihm viel Vergnügen wünsche.

Noch ein Wort über das Töten der Fische in exotischen Ländern. In Schwüle und Hitze, unter giftig herabstehender Sonne stirbt hier der Fisch von selbst rascher und früher ab als im Norden. Ich entsinne mich da eines starken und kräf-tigen Tarpons, den ich im Panuco bei Tampico, also bereits in der tierra caliente Mexikos fing. Noch eben hatte der

Riesenhering seine hohen Luftsprünge und weiten Fluchten gemacht. Kaum jedoch war er ins Boot gehoben, so war er in der glühenden Sonne auch schon fast ganz von selbst in die jenfeitigen besseren Fischgründe hinübergewandert. . . Alle Haie aber sind bedeutend zäher und lebenskräftiger. Ebenso manche anderen großen Seebewohner. Heute noch sehe ich zum Greifen nahe eine große Herde Delfine vor mir, die fischende Südeinsulaner mit ihrer Kanusflotte auf Sand und Strand hinausgesprengt halten. Gewiß kein Fisch der Delfin, sondern ein seltsames Säugetier des Meeres, im übrigen aber von denselben Lebensbedingungen wie alle Fische abhängig. Lange klappten die großen walzenförmigen Tiere mit ihren spitzen Bogelschnäbeln unter den Uferpalmen kläglich in die Luft, bis sie der Tod von ihrer Agonie erlöste. . .

Den Fischen der Tropenmeere kann man nun zumeist mit seinem bayerischen Knider nicht an, wie eine Stednadel würde er versagen. Man muß da schon zu einer richtigen schweren Art greifen. Und auch hier ist mehr als Vorsicht geboten, mit den Stacheln eines Barsches von drei oder vier Zentnern, mit der gefährlichen Waffe des Schwertfisches, mit den giftigen Dornen eines wild um sich schlagenden Rochens ist nicht zu spaßen. Hat man Eingeborene bei sich, so überlasse man lieber diesen, die mit den Dingen vertraut sind, die Tötung.

Töten? Heilig kommt einem, je älter man wird, auch das Kleinste und Bescheidenste Leben vor. Ernsthafter als in der Jugend fragt man sich, ob man denn das geringste Anrecht habe, etwas von Grund auf zu zerstören, was man — ein großes Kunstwerk, wie es jedes Lebewesen ist — nie mehr so, wie es gewesen, wiederherstellen vermag. Man kann dagegen sagen, daß ja jeder Mensch, der über die Erde geht, den Tod, ein ewiges Sterben um sich verbreitet. Ein Fluch, der auf ihm lastet, seit er aus dem Reiche Edens gestochen wurde. Wir töten alle, ob wir es wollen oder nicht, ob wir es wissen oder es uns verschleiern. Möge denn wenigstens jeder, der mit eigener Hand den Tod streut, ihn aller Kreatur gnädig und barmherzig zuteil werden lassen. . .

Neue Bücher

* Karl Hans Strobl: „Die Madonna mit der Tambanduhr“. Neue Novellen. Eingeleitet von Ilse Ringler-Keller. (Verlag „Das Bergland-Buch“, Deutsche Vereins-Druckerei AG., Graz.) Karl Hans Strobl ist als vielseitiger Schriftsteller bekannt. Seine Schaffenskraft, seine Erfindungsgabe, sein reiches Erzählertalent sind noch keineswegs erschöpft. Das zeigen diese neuen Novellen, die aus allen Teilen der Welt, aus Vergangenheit und Gegenwart zusammengetragen sind, an die feinsten Bezirke des Seelenlebens streifen, in die Welt des Übernatürlichen greifen und andererseits wieder das Dasein mit köstlichem Humor übergolden. Die Titelnovelle und der „Klub der Ehemänner“ sind so recht zur Erheiterung des Lesers geschrieben, aber daneben begegnen wir so passenden Erzählungen, wie „Die Empörung der Steine“, die die Tragik ohnmächtigen künstlerischen Ringens gestaltet, oder die Geschichte aus dem alten Österreich „Der Abgrund“, die ebenso wie „Verschlüttete Wege“ in der jüdisch-deutschen Heimat des Dichters spielt. Man wird erschüttert von den Bildern, die hier entworfen sind und lernt das deutsche Leid, das den Dichter bewegt, im innersten Herzen mitfühlen.

* Otto Jarek: „Theater um Maria Thul“. Roman. (Verlag Paul Hofmayr, Wien IV.) Otto Jarek schuf mit seinem neuen Roman ein Gegenstück zu seinem berühmten Werk „Begierde“, Roman einer Weltstadtyugend. Im Mittelpunkt seines neuen Buches stehen eine faszinierende Schauspielerin und ein allgewaltiger Theaterdirektor, um die sich in einer geschnehtreichen Handlung viele andere Gestalten gruppieren. Maria Thul, eine äußerst liebliche junge Schauspielerin, kommt aus der Provinz nach Berlin, wo sie rasch von Erfolg zu Erfolg steigt und die Männer sie zu umschwärmen beginnen. Alle Welt jubelt ihr zu, und sowohl Könneburg, der Theaterdirektor, ein sonst von Machtwahn und Herrschsucht erfüllter Mensch, als auch Baron Feldheim, der ihr die Villa „Am Hügel“ einrichtet, verfolgen sie mit ihrer Liebe. Feldheim ist es auch, der gegen Könneburg eine weitverzweigte Verschwörung anzettelt, einen eigenen Theaterkonzern gründet und die Thul für das von ihm neu eröffnete Figaro-Theater gewinnt. Könneburg erliegt in diesem Kampfe. Mit der Haupthandlung sind mehrere Nebenhandlungen verschlungen,

die das gesellschaftliche Bild der Nachkriegszeit mit immer neuen Blicklichtern streifen. Viele Menschen leben in diesem Roman: Schauspieler, Künstler, Richter, Rechtsanwälte, Literaten, Ärzte, Industrielle, Bankiers, Agenten und Gelegenheitsmacher. Aus Proben, Premieren, Prozessen, gesellschaftlichen Festen, Intrigen, großen Lieben und kleinen Liebchaften, aus hundert Schicksalen baut sich die Welt des Theaters auf, deren Wesen aufs fesselndste vergegenwärtigt wird.

* Heinrich Liaden: „Der Teufel im Glas-El“. (Verlag Englin und Laiblin, Reutlingen.) Prof. Hamilton, Leiter einer amerikanischen Nervenanstalt, sucht zehn Gramm Radium für einen aufsehenerregenden Heilungsversuch zu erwerben! Hiermit beginnt der Roman, ein Anfang, der Ungewöhnliches verspricht. Und wirklich, die weitere Entwicklung ist so eigenartig, so neuartig, daß es einen nicht losläßt. Eine Gruppe Chinesen greift in die Handlung ein, Jefferson, die Hauptperson des Romans, muß um sein Leben kämpfen; von New York geht das ereignisreiche Spiel nach China hinüber. Erregende Fragen tauchen auf; unter anderem: welchen Plan haben die Chinesen, denen das Radium ein Mittel wird, um ihrem Gegner auf die Spur zu kommen? Immer neue Einfälle, die den Leser in dem abenteuerlichen Buch packen!

* D. Dr. Gustav Krüger: „Die Rosenkreuzer“. (Verlag Alfred Anger, Berlin.) Der Verfasser, Professor der Theologie in Gießen, gibt mit seiner Schrift eine umfassende, in strenger wissenschaftlicher Gründlichkeit gearbeitete Übersicht über Entwicklung und Bedeutung der Bruderschaft der Rosenkreuzer. Dieser Orden, der in der deutschen Mystik des Mittelalters eine große Rolle spielte, ist besonders durch sein Symbol des von Rosen umwobenen Kreuzes bekannt geworden. Er hatte in der Struktur manche Ähnlichkeit mit den Freimaurerlogen, denen er auch geistig in gewissem Grade nahestand; mystischem Wesen entsprechend, suchte er in vertiefter Schau Auftrieb und Vereinigung der Seele mit Gott, verfiel aber auch zeitweise gewagten magischen und alchimistischen Praktiken. Seine Geschichte von den Anfängen bis zur Blütezeit der Gold- und Rosenkreuzer im 18. Jahrhundert zu verfolgen, die Ursachette von Aufstieg zu Verfall kennen zu lernen, interessiert um so mehr, als sich auch in modernen religiös-philosophischen Gemeinschaften noch Spuren seiner Lehre finden. ls.

* Meyerbeer von Julius Kapp. (Verlag Max Hesse, Berlin-Schöneberg.) Die Kappische Meyerbeer-Biographie, die schon bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1920 berechtigtes Aufsehen erregte, liegt jetzt in völliger Neubearbeitung vor. Umfangreiches, inzwischen vom Verfasser gesammeltes neues Material, zahlreiche bisher unveröffentlichte Briefe von und an Meyerbeer (darunter recht aufschlußreiche von Richard Wagner) und neu aufgefundene Werte, wie das Singspiel „Das Brandenburger Tor“ und „Das Hofest zu Ferrara“, geben ganz neue Aufschlüsse über dieses bunte bewegte Künstlerleben. Die Biographie dieses größten Genies der Opernbühne weitet sich zu einem Zeitdokument von mitreißender Dramatik. Das Buch liest sich wie ein spannender Roman. Der durch Wagners scharfe Angriffe ganz einseitig zugespitzte „Fall Meyerbeer“ wird hier erstmalig objektiv untersucht und die Gründe dargelegt, warum Meyerbeer diesen Weg gehen mußte. Der Verfasser schöpft hierbei aus völlig unbekannten Quellen, die er bei einem längeren Aufenthalt in Paris erschließen konnte. Auch das Archiv der Staatsoper lieferte wertvolles neues Material. Ein Bilderanhang mit seltenen Abbildungen erläutert den Textteil in willkommener Weise.

* „Die Schlierseer Berge.“ Von der Betrieswurfspitze nach Rosenheim und von Bad Tölz in die Mitte der Rißbüheler Alpen leitet als sicherer Führer das Blatt 31 „Schlierseer Berge und Rosengebirge“ der Freytag u. Berndtschen Touristen-Wandertarten 1:100 000. Unter Mithilfe alpiner Vereinigungen bearbeitet, dem neuesten Stand entsprechend, gibt das Blatt eine reliefartige Darstellung der Landschaft. Für den Bergsteiger und Wanderer wichtige Einzelheiten sind nicht vergessen.

* „Testament, Erbrecht und Erboertrag“, von Landgerichtsrat Pies, lautet der Titel einer Schrift, die (im Verlag W. Stollfuß, Bonn) erscheint. Was jeder Mann wissen muß oder doch wissen sollte über die gesetzliche Erbfolge und die leghwillige Verfügung wird leicht und verständlich geschildert. Die Form eines Testaments und Muster sind beschrieben, und über die Frage nach der Unwirksamkeit, Nichtigkeit und Anfechtung der leghwilligen Verfügung und deren Aufhebungen findet man Belehrung.